



Barbara Schulz hat das Museum Haus Ca-jeth 1982 mitbegründet. Foto: Lohs



Inge Mauerer-Klesel betreibt drei Programm-kinos. Foto: Lohs



Rapper Cossu studiert an der Pädagogischen Hochschule. Foto: Lohs



Rahel Straus war die erste Studentin der Alten Anatomie. Foto: Stadtarchiv Karlsruhe

Ein Hammel in der Mietskaserne

Galsan Tschinags „Der Mann, die Frau, das Schaf, das Kind“

Von Anton Philipp Knittel

„Zur vorgerückten Stunde eines schwülen Mittsommertages betritt ein Mann in ebenso vorgerücktem Alter und gedämpftem Zustand den schummrigen Flur eines Hochhauses mitten in einem brodelnden, lärmenden Wohngebiet.“ So beginnt der im Hohen Altai 1943 geborene Dichter, Stammesfürst und Schamane Galsan Tschinag seinen neuen Roman. Der demnächst auch als Taschenbuch vorliegende Text trägt den lakonisch-eigentümlichen Titel „Der Mann, die Frau, das Schaf, das Kind“. Es ist, wie meist bei Tschinag, dem neben Dschingis Aitmatow wohl bekanntesten Autor der asiatischen Steppen- und Gebirgslandschaft, eine Liebes- und Lebensgeschichte, die in seiner tuwinischen Heimat spielt.

Der Mann, Nüüdül, ist ein in der Anonymität der Großstadt gestrandeter Nomade. Die Frau Dsajaa, seine unbekannte junge, attraktive Hochhaus-Genossin, gewinnt bei einer Fernsehshow ein Schaf. Doch was soll sie mit dem blöken Hammel in der engen Mietswohnung bloß anfangen? In ihrer Verzweiflung gibt sie das Tier bei ihrem Nachbarn ab. Da sie längere Zeit ausbleibt, schlachtet der das Schaf und verhilft so auch Dsajaa aus der Verlegenheit. Das so ungleiche Paar kommt sich bei der Verarbeitung und Zubereitung des Fleischberges allmählich näher, ihre Lebens- und Liebesgeschichten erzählend.

Als blutjunge Studentin wird die „Landnomadin“ Dsajaa von einem Oligarchen aus der Stadt mit Geld und Geschenken verführt. Sie wird dessen Geliebte und schließlich schwanger. Der Geliebte stirbt bei einem mysteriösen Autounfall und das Kind – so wird die junge Frau zumindest glauben gemacht – stirbt ebenfalls bald nach der Geburt.

Auch Nüüdüls Leben verläuft nicht geradlinig. Im Gegenteil, manche Episode des Nomaden erscheint spiegelverkehrt zu den Stationen seiner Nachbarin. Im weiteren Verlauf der Geschichte geben sich beide zunehmend Halt in einer Welt der Korruption, der Verschlagenheit, der Parteibonzen und Oligarchen. „Du hast mich in deine Herzturte ebenso eingelassen und mich angenommen als einen, der dir bisher irgendwie gefehlt hat (...), nach dem du in deiner Geistessteppe, deinem Seelenozean seit Jahr und Tag gesucht hast.“

Dass der tot geglaubte Sohn am Ende regelrecht erstritten werden muss und die neue „Familie“ komplettiert, erscheint als Happy End fast des Guten zu viel, zumal der Antagonismus von korrupter Stadt und unverstelltem natürlichen Leben in der Steppe am Ende auf die Spitze getrieben wird. Man mag sich vielleicht daran stören. Dem Poeten Tschinag jedoch geht es mit starken Bildern um das, was er als Autor im letzten Satz benennt: „Lebt euren Träumen nach, holt sie ein und macht sie zu euren treuen Dienern!“

Ⓛ Info: Galsan Tschinag: „Der Mann, die Frau, das Schaf, das Kind“. Roman, Unionsverlag, Zürich. 400 S., 14,95 Euro.



Gesichter einer Stadt

Cornelia Lohs hat 40 Heidelberger zu ihren Lieblingsorten begleitet / Von Ingeborg Salomon

Das Schloss nicht, auch nicht die Alte Brücke, nicht einmal der Neckar prägen das Gesicht von Heidelberg so sehr wie die Menschen, die hier leben. Jeder, der mit offenen Augen durch die Stadt bummelt oder in einem der Straßencafés sitzt, sieht das sofort. Es ist eine ziemlich zu-fällige, bunte, bisweilen auch schräge Mischung aus Heidelbergern, die Cornelia Lohs in ihrem neuen Buch „Heidelberg – Porträt einer Stadt“ vorstellt.

Von über 150 000 Einwohnern hat die Journalistin 40 ausgewählt, darunter auch längst Verstorbene, die untrennbar mit der Stadt verbunden sind wie Rahel Straus, die sich als erste Frau im Mai 1900 an der Medizinischen Fakultät einschrieb, und die Markgräfin Amalie von Baden. Die „Schwiegermutter Europas“ nutzte das Rohrbacher Schloßchen ab 1803 als Sommerresidenz und empfing hier den europäischen Hochadel. Vom

Nobelpreisträger Harald zur Hausen bis zu Hotelchefin Caroline von Kretschmann, von der Chefredakteurin der Rhein-Neckar-Zeitung, Inge Hölzcke, bis zu Markus Müller, Restaurantleiter des ältesten Studentenlokals „Zum Seppel“, hat Cornelia Lohs Heidelberger zu ihren Lieblingsorten begleitet und ihre Geschichte aufgeschrieben.

In Interviews, Geschichten und Icherzählungen entsteht so ein ungewöhnliches Stadtporträt, das selbst für Ur-Heidelberger, die längst alles über ihre Stadt zu wissen glauben, noch neue Erkenntnisse bereithält. Auf die Frage, was der ausgefallenste Wunsch eines Gastes gewesen sei, antwortet die Chefin des „Europäischen Hofes“, Caroline von Kretschmann: „Ein Ersatzbett für das Aquarium des mitreisenden 25 Zentimeter großen Fisches“. Und Claudia Kischka, Gastronomin im „Gülden

Schaf“, verrät, dass sie schon mal über ein Eisentürchen steigt, um zu ihrem Lieblingsplatz am Schloss zu kommen.

In Caroline Lohs Buch ist die Mischung aus Frauen und Männern ziemlich ausgewogen, auch sind drei Generationen vertreten. Doch die Verteilung über die Stadtteile stimmt leider gar nicht. Dass 24 der Porträtierten in der Altstadt leben, gefolgt von acht in Neuenheim/Handschuhheim, mag angesichts von Historie und persönlicher Vorliebe der Autorin noch angehen. Cornelia Lohs, geboren in Eberbach, lebt seit 1981 in Heidelberg, „der Stadt ihrer Familie und Vorfahren, allesamt waschechte Hendsesemer“, wie sie schreibt.

Dass Schlierbach, Kirchheim, der Pfaffengrund, der Emmertsgrund und der Boxberg aber gar nicht vertreten sind, ist schon sehr bedauerlich, auch Ziegelhausen, Wieblingen sowie Rohrbach wä-

ren gewiss mehr als nur ein Porträt wert gewesen, von der aufstrebenden Bahnstadt gar nicht zu reden.

Auf einige Prominente hätte man durchaus verzichten können zugunsten von unbekannteren Menschen wie Sarah Zwanzger und Sina Rauch. Die Studentinnen haben mit dem Verein „Essbares Heidelberg“ eine Oase geschaffen, wo Hobbygärtner nach Herzenslust pflanzen können. Das ist interessanter als ein ziemlich langweiliges Interview mit Oberbürgermeister Eckart Würzner.

Trotz dieser Schwächen ist das Buch durch seine leicht zu lesenden Texte und seine großformatigen Bilder ein netter Schmökler für Einheimische und ein schönes Geschenk für Neubürger.

Ⓛ Info: Cornelia Lohs: „Heidelberg – Porträt einer Stadt“. Gmeiner-Verlag, Meßkirch. 186 S., 14,99 Euro.

Prophet des neuen Lichtes

Annette Hug schreibt mit „Wilhelm Tell in Manila“ über den Freiheitskämpfer José Rizal in Heidelberg / Von Welf Grombacher

Kaum zu glauben: Rund 50 Biografien soll es über José Rizal (1861-1896) geben. Auf den Philippinen ist er eine große Nummer. Schriftsteller, Arzt und Freiheitskämpfer war er. Patriot und „Prophet des neuen Lichtes“. Ein Nationalheld. Über so einen muss es doch was zu erzählen geben, dachte sich wohl auch die 1970 geborene Schweizerin Annette Hug und legt mit „Wilhelm Tell in Manila“ einen Roman über diesen Tausendsassa vor.

Dummerweise macht sie dabei so ziemlich alles falsch, was sich falsch machen lässt. Das fängt damit an, dass sie sich auf die Jahre ihres Helden in Deutschland konzentriert. Ereignislose Jahre im Leben dieses umtriebigen Mannes. Das Studium in Madrid hat er gerade hinter sich, wo er „das Herz des Königreiches kennenlernen“ wollte, unter dessen Kolonialherrschaft sein Land seit 1565 leidet. Statt zu verstehen, wie Spanien im Innersten funktioniert, muss er mit ansehen, wie Studenten von Polizisten niedergeknüpelt werden. 1886 kommt er nach Heidelberg, wo er nach seinem Studium der Medizin beim re-

nommierten Doktor Otto Becker die Augenheilkunde erlernt. Leidet zu Hause in Calamba seine Mutter doch an einem Augenleiden, das er kurieren will.

Gerade mal sieben Monate weilt Rizal in Heidelberg. Dort fragt er sich, warum die Schmisser der Studenten am Anfang des Semesters besser heilen als am Ende. Bis er darauf kommt, dass der im Verlauf des Studiums zunehmende Alkoholkonsum schuld daran ist. Weil ihm sein Bruder Paciano zu Hause von einer Rückkehr auf die Philippinen abrät, wo er seiner Aufsätze und Reden wegen gesucht wird, in denen er die Unabhängigkeit seines Landes von Spanien fordert, zieht es Rizal nach Leipzig. Dort schreibt er 1887 den Roman „Noli Me Tangere“ und arbeitet an einer Übersetzung von Schillers „Wilhelm Tell“ ins Tagalische, wie ihm der Bruder geraten hat, der das Stück daheim in seinem Dorf im Theater aufführen will. So weit, so gut. Hätte Annette Hug, die selbst in Manila Geschichte und

das Fach „Women and Development“ studiert hat, nicht ausgerechnet die Arbeit an der Übersetzung zum eigentlichen Thema ihres Romanes gemacht. Über viele Seiten hinweg erzählt sie „Wilhelm Tell“ einfach nur nach, überträgt die alte Volkssage auf die philippinischen Inseln und wälzt Übersetzungsprobleme: „Von den komplizierten Verbformen verwendet Rizal den Kollektiv besonders oft. Ein Spanier könnte ihn mit dem europäischen Plural verwechseln. Aber die mechanische Beugung des Verbs drückt nicht richtig verändert, wenn eine Handlung nicht mehr allein ausgeführt wird, sondern von Vielen.“ Derartige Überlegungen mögen für Übersetzer spannend sein. Für den Leser sind sie es nicht.

Das Übersetzen ist nun mal eine recht langwierige Angelegenheit, bei der nicht allzu viel passiert. Mal macht Rizal Dehnübungen, mal wird er krank, weil er sich nicht von seiner Arbeit trennen kann. Viel mehr geschieht auf den 200 Seiten nicht.

Dabei hat dieser Mann nach seiner Rückkehr auf die Philippinen so viel erlebt, was es zu erzählen gäbe, bevor er 1896 schließlich als Anführer des philippinischen Aufstandes hingerichtet wurde – übrigens obwohl er sich davon losgesagt hatte, weil er es für einen Wahnsinn hielt, den gesetzmäßigen Weg zu verlassen und mit Gewalt die spanische Fremdherrschaft abschütteln zu wollen. Die Jahre nach der Rückkehr hätten wesentlich mehr hergegeben als die Jahre in Deutschland. Annette Hug, die mit „Lady Berta“ (2008) und „In Zelenys Zimmer“ (2010) schon zwei Romane veröffentlicht hat, hätte das beim Schreiben eigentlich merken müssen.

So gestaltet sich die Lektüre recht schleppend. Man fragt sich mehr als einmal, ob man nicht besser gleich den „Wilhelm Tell“ mal wieder lesen oder in eine Biographie über José Rizal hineinschauen soll. Genügend davon gibt es ja.

Ⓛ Info: Annette Hug: „Wilhelm Tell in Manila“. Wunderhorn Verlag, Heidelberg. 200 S., 19,80 Euro.

Schwierigkeiten des Übersetzers

Der fremde Vater

Erwin Berner, der älteste Sohn des Schriftstellers Erwin Strittmatter und dessen Dichterin Eva, erzählt, wie es wirklich war mit den Eltern / Von Roland Mischke

Thomas Mann konnte sehr grimmig werden, wenn er von seinen Kindern bei der Arbeit gestört wurde. In seinem Haus in Nidda an der Kurischen Nehrung durfte der Nachwuchs am Vormittag nicht die Holzterrasse nehmen, weil sie knarzte. Die Kinder mussten flüstern, und Lachen war verboten, sonst setzte es was.

Beim sozialistischen Schriftsteller Erwin Strittmatter, Mitglied der SED, dessen landproletarische Erzählungen wie „Ole Bienkopp“ oder „Der Laden“ Schulpflichtlektüre waren, ging es ähnlich hartherzig zu. Die Familie hatte eine Wohnung in der Berliner Karl-Marx-Allee, lebte aber meist auf dem Schulzenhof im Norden Brandenburgs. In Strittmatters 1959 erschienenen Buch „Pony Pedro“ wird er als Idylle beschrieben, die jungen Generationen haben ihn geliebt. Eine Idylle war es aber nicht. An der Arbeit an dem Buch hält Strittmatter in sei-



Erwin Berner. Foto: A. Neutschel

nen Notizen fest, dass er ins Dachstübchen gezogen sei. „Unten stört mich der Lärm der Kerlchen. Ich bin der Vater mit dem zwiespaltenen Herzen.“ Das ist geschönt.

Erwin Berner, geborener Strittmatter, ältester Sohn von Erwin (1912-1994) und Eva (1930-2011), die des Schriftstellers dritte Frau war und den Sohn Ilja aus erster Ehe mitgebracht hatte, wuchs mit zwei jüngeren Brüdern auf. Sein Ärger über den Vater war so groß, dass er seinen Namen änderte. Als Erwin Berner hatte er als Schauspieler schon in der DDR Erfolg mit Serien wie „Zur See“, später in dem Film „Sonjas Report“. Heute ist er vorwiegend Autor. Im neuen Buch rechnet er mit den Eltern ab. Seine Begründung: „Meine Eltern haben das Ihre gesagt, und also sage ich das Meine. So einfach ist das – und so schwer.“

Die Angst vor dem allmächtigen Vater drückte wie Blei. Die Söhne hatten

keinen persönlichen Kontakt zu ihm, Küche, Familie, Schule und die Vorbereitung der Kinder auf das Leben, das gehörte zu Eva Strittmatters Bereich. Ihr Mann fühlte sich als preisgekrönter Staatsdichter zu Höherem berufen. Er schrieb unentwegt, mittags kam er aus seiner Klausur an den Esstisch, wollte nicht angesprochen werden. Gab es Ärger, neigte er zu Wutausbrüchen. Er duldet nicht den geringsten Widerspruch. Jeder aus der Familie wusste, wie es lief: „Man zählte im Stillen bis zehn, dann erfolgte der Schuss“, so Berner.

Seine Erinnerungen widmet Brenner „all denen, die auch eine leicht verquere Kindheit hatten“. Erwin jr. muckte auf, log, schwänzte die Schule, zündelte, fälschte Zeugnisse, wollte, dass der Vater mit ihm spricht, kämpfte um seine Liebe – und begriff 1971, dass dieser Kampf sinnlos war. „Wir verkehrten miteinander wie Fremde“, schreibt er.

Strittmatter kümmerte sich nicht um Erwin jr., aber um seine Tiere und den jüngsten Sohn, an dem er hing. Zudem



Als Schriftsteller preisgekrönt, als Vater ein Tyrann: Erwin Strittmatter. Foto: K. Franke

hatte er vier Söhne aus zwei missglückten Ehen. Als er mit Eva zusammenkam, wollte er kein weiteres Kind, als sie trotzdem schwanger wurde, gab es Riesenärger. Nach der Geburt wird Erwin gegen Bezahlung in den Haushalt der Großmutter in Neuruppin gestopft, wie sein zwei Jahre älterer Halbbruder Ilja. Erst 1967 kommt Erwin nach Schulzenhof, der Vater prügelt ihn noch als 16-Jährigen.

Eine trostlose Geschichte. Der Familietyrann kennt die Geburtstage seiner Pferde, die seiner Söhne nicht. Die jüngeren Brüder Matthes und Jakob werden von den Eltern bevorzugt, der Nationalpreisträger geht 1983 fremd, seine Frau wird tablettensüchtig, wenn sie weint und klagt, flüchtet sie mit den Kindern in den Stall. Die Familie ist dysfunktional. „Ein System, das der Herrschsucht Raum gab“, schreibt Berner über diese Zustände.

Ⓛ Info: Erwin Berner: „Erinnerungen an Schulzenhof“. Aufbau-Verlag, Berlin, 272 S., 22,95 Euro.